

„Ich“ oder „Aich“ – Hunsrücker Platt stärkt Identität

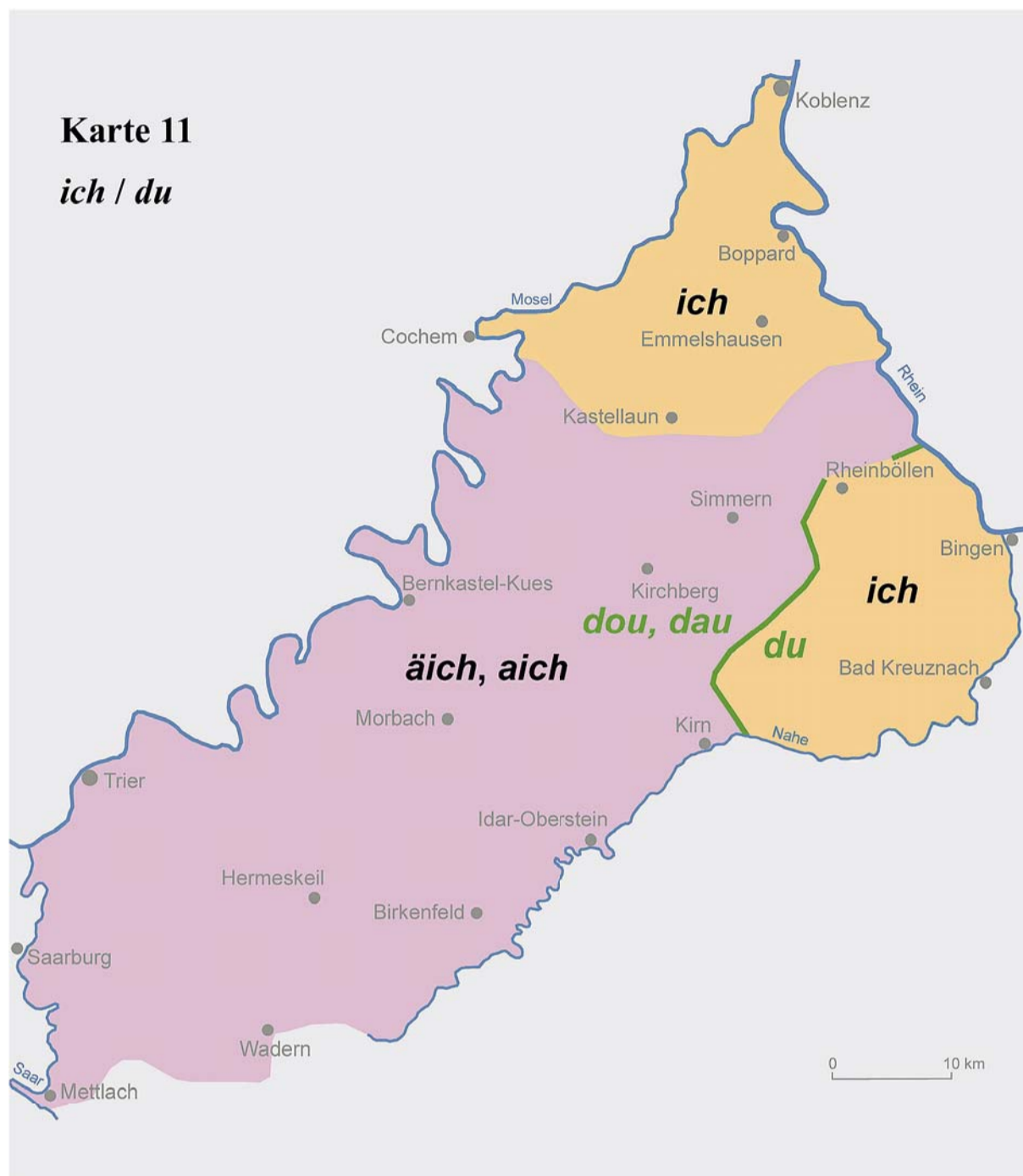
Die einen sagen „Junge“, die anderen „Bube“: Das Platt im Hunsrück ist von Ort zu Ort leicht unterschiedlich. Der Dialektforscher Georg Drenda hat jetzt eine umfangreiche Studie zu den Sprachformen der Region vorgelegt.

VON PETER ZSCHUNKE

MAINZ (dpa) Mitten durch den Hunsrück zieht sich eine unsichtbare Grenze: Im nordwestlichen Teil nahe der Mosel sprechen die Menschen anders als im südöstlichen Teil. „Dialekte haben eine sehr hohe Bedeutung für Identität“, sagt der Sprachwissenschaftler Georg Drenda, der nach vierjähriger Arbeit jetzt ein Buch zum „Hunsrücker Platt“ veröffentlicht hat. Darin zeigt er, wie manchmal von Ort zu Ort die Menschen anders sprechen „und sich trotz der Verschiedenheit der Dialekte als Hunsrücker verstehen“.

Die beiden Sprachräume sind das Moselfränkische und das Rheinfränkische, zu dem auch Hessisch und Pfälzisch gehören. Die Trennlinie wird oft festgemacht an der Aussprache des Artikels „das“, der moselfränkisch „dat“ ausgesprochen wird. Die Untersuchung Drendas ergab, dass schon in Kirm oder Kirchberg das „dat“ überwiegt, also im größten Teil des Hunsrücks. Nur von der Nahe bis Rheinböllen und Simmern wird der Artikel ohne t ausgesprochen. „„Dat“ und „wat“ sind Schlüsselwörter, die als Signal eingesetzt werden, um die Identität und Herkunft zu zeigen“, sagt Drenda im Gespräch.

Es gibt allerdings nicht nur eine



Eine schematische Karte des Hunsrück aus dem Buch des Sprachwissenschaftlers Georg Drenda mit dem Titel „Hunsrücker Platt. Dialekte zwischen Mosel, Rhein, Nahe und Saar“ zeigt die Verteilung der Sprachformen für das Personalpronomen „ich“. Im Nordosten und Südosten der Region wird dieses wie „ich“ ausgesprochen, im übrigen Teil klingt die gängige Dialektform wie „äich- oder -aich-“.

FOTO: GEORG DRENDA/ROHRIG UNIVERSITÄTSVERLAG/DPA

Linie, die sich durch den Hunsrück ziehe, sondern eine Vielzahl von Isoglossen, wie die Grenzen zwischen verschiedenen Sprachformen genannt werden. Auch gibt es Übergangsräume zwischen Mosel- und Rheinfränkisch.

Das im Röhrig Universitätsverlag in St. Ingbert erschienene Buch verdeutlicht die Dialektlinien anhand zahlreicher Karten zu unterschiedlichen Sprachformen. Eine Karte zeigt etwa, dass der Hunsrücker im größten Teil des Gebiets „aich“ sagt, wenn er von sich selbst spricht. Nur im Süd- und Nordosten wird das Personalpronomen in der Standardform „ich“ ausgesprochen. Entstanden sei das „aich“ aus einem im Mittelhochdeutschen lang gedehnten i, erklärt der Wissenschaftler. „Daraus ist dann in der Lautentwicklung ein „ai“ geworden.“

Die Zersplitterung der Dialekte im Hunsrück hat ihren Ursprung in der Sprachgeschichte, angefangen bei der Besiedlung des Gebiets durch Kelten, Germanen und Römer. Im Spätmittelalter kam hinzu, dass es im Hunsrück eine Vielzahl von Territorien gab, oft mit wechselnden Herrschaftsverhältnissen.

„Politische Grenzen erschweren und behindern den Kontakt zwischen den Menschen diesseits und jenseits des Schlagbaums“, schreibt Drenda. „Die Dialektsprecher beiderseits der Grenze bleiben jeweils unter sich.“

Dazu passt, dass die Trennlinien auch als „Hunsrücksschranke“ bezeichnet werden.

Eine Folge solcher politischen Grenzlinien ist etwa die Unterscheidung zwischen Bube und Junge: Nordwestlich einer Linie von Boppard über Kastellaun und Hermeskeil bis Wadern wird ein Knabe als Junge bezeichnet, auf der anderen Seite als Bube oder Bub.

Mitunter klingt das Hunsrücker

Platt schon im Nachbardorf etwas anders. In der Ortschaft Horath (Verbandsgemeinde Thalfang) zählten Sprachwissenschaftler 40 unterschiedliche Laute – einer mehr als in der deutschen Standardsprache.

Im zehn Kilometer entfernten Beuren (Verbandsgemeinde Hermeskeil) aber umfasst der Dialekt sogar 47 verschiedene Laute, wobei sich die größere Anzahl vor allem aus der Aussprache von Vokalen ergibt: „Im Vergleich zu Horath hat Beuren drei Langvokale mehr.“ So wird etwa „Durst“ in Beuren mit langem ö-Vokal wie „Dööscht“ ausgesprochen.

Allerdings schwinden allmählich die feinen Unterschiede von Ort zu Ort, die einzelnen Dialekte gleichen sich immer mehr an: „Die von den Alten gesprochenen lokal differenzierten Ortsdialekte sind bei den Jüngeren teilweise durch eine Spielart des Dialekts ersetzt, die in einem größeren Umkreis Geltung hat.“ Drenda erwartet daher, dass in den kommenden Jahrzehnten die vielfältigen Ortsdialekte einem eher vereinheitlichten Regionaldialekt weichen werden.

Mit seinem Buch will er die Dialektformen festhalten – „bevor der Hunsrück völlig entleert wird“, sagt Drenda mit Blick auf den allmählichen Bevölkerungsrückgang. „Der Klangreichtum eines Dialekts ist sicherlich ein Kulturgut.“

Für den Wissenschaftler am Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Mainz ist das Hunsrück-Buch ein Abschluss seiner wissenschaftlichen Laufbahn, da er im Herbst in den Ruhestand tritt.

Die Dialektforschung des Instituts wird weitergeführt und ist für das ganze Bundesland nach Ansicht Drendas auch von besonderer Bedeutung: „Rheinland-Pfalz verbindet als Bindestrichland auch verschiedene Dialekte.“

AfD-Fraktion pocht auf Diktatpflicht für Grundschüler

MAINZ (dpa) Die AfD-Fraktion im rheinland-pfälzischen Landtag fordert die Wiedereinführung der Diktatpflicht für Grundschüler und eine Vorschulpflicht für Kinder, die noch nicht gut Deutsch sprechen. In einem Antrag für das erste Plenum nach der Sommerpause verlangt die Fraktion von der Ampel-Landesregierung zudem, alle drei Jahre eine Dunkelfeldstudie zur Kriminalität im Bundesland vorzulegen.

Mangelnde Rechtschreibung sei ein K.-o.-Kriterium bei Bewerbungen, die Landesregierung habe dieses große Thema aber nicht auf dem Schirm, kritisierte der stellvertretende Landesvorsitzende und bildungspolitische Sprecher der Fraktion, Joachim Paul, am Dienstag in Mainz.

Er forderte auch „die verpflichtende Verankerung der Schreibschrift von Anfang an sowie die Abschaffung von „Schreiben nach Gehör“. Ausreichende Deutschkenntnisse müssten die Voraussetzung für die Teilnahme am Regelunterricht sein.

Die Polizeiliche Kriminalstatistik bilde nur die bekannt gewordenen Straftaten ab, sagte der Fraktionsvorsitzende Uwe Junge. Die Aussagekraft sei eingeschränkt, weil viele Straftaten nicht bekannt oder nicht angezeigt würden.

Als Beispiele nannte Junge „die misshandelte Ehefrau, die nicht die Polizei informiert“ sowie Rauschgift, häusliche und politische Gewalt, Misshandlungen und Sexualdelikte.

In Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern gebe es bereits solche Dunkelfeldstudien.

Produktion dieser Seite:
Heribert Waschbüsch

Forscher brauen Versuchsbier mit Hefe aus dem Weltall

Kann Hefe Astronauten mit dem wichtigen Vitamin B12 versorgen? Um das zu erfahren, haben Wissenschaftler eine Forschungsrakete ins All geschossen. Auch die Pfalz war beteiligt. Nun liegen Resultate vor.

NEUSTADT (dpa) Zwei Monate nach dem Flug einer Forschungsrakete mit Hefepollen ins All liegen erste Ergebnisse der Wissenschaftler vor. „Die ersten Untersuchungen zeigen keine Unterschiede im Wachstumsverhalten der Hefestämme“, sagte Mikrobiologin Friederike Rex vom Institut für Weinbau und Önologie

in Neustadt/Weinstraße. „Das bedeutet als erstes Ergebnis, dass die Hefen den Flug ins All gut überstanden haben und prinzipiell zur Versorgung von Menschen im All mit Vitamin B12 genutzt werden können.“ Die Wissenschaftler wollen wissen, ob Hefe in der Schwerelosigkeit B12 bilden kann – das Vit-

amin ist für Raumfahrer wichtig. Normal nehmen Menschen auf der Erde es zusammen etwa mit Fleisch auf, aber bei längeren Aufenthalten im All sind Alternativen nötig.

Die Rakete vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) mit den Hefepollen war am 13. Juni von Schweden aus kurz in den

Weltraum geflogen. „Wir haben die Stämme dann in unsere Kosmosammlung aufgenommen – also aufbereitet und bei minus 80 Grad Celsius eingelagert“, teilte die Mikrobiologin mit. „Wir haben die Stämme gleichzeitig weiter vermehrt, und das Landauer BierProjekt hat bereits Bier mit den Stämmen im Versuchsmaßstab gebraut.“

Mit dem Versuchsbier soll auf einfachem Weg untersucht werden, ob die Hefe aus dem All im Vergleich zu Referenzproben, die am Boden geblieben sind, Unterschiede im Stoffwechsel aufweisen. „Das ist ein preiswerter, praktischer und schneller Indikator“, sagte Dominik Rödel vom BierProjekt. „Wenn wir Unterschiede im Geschmacksbild oder im Geruch bekommen, deutet das auf eine mögliche Veränderung hin.“

„Auch die Reise nach Kiruna in Schweden und zurück mussten die Referenzproben mitmachen – nur eben der Flug war nicht dabei“, sagte Rödel. „Nur so können wir zufällige Einflüsse auf die Hefen so gering wie möglich halten.“ Das Bier soll den Planungen zufolge am 1. September am Weincampus Neustadt den Besuchern präsentiert werden.

„Das ist ein Tag der Offenen Tür, und wir hoffen auf genügend Teilnehmer für eine Laien-Probandengruppe“, erzählte Rödel. Davor werde eine professionelle Probandengruppe die Biere verkosten.

„Ziel ist, eventuelle Unterschiede in der Blindverkostung herauszuschmecken oder zu riechen. In Laborumgebung wird es aber nur Probchen geben, keine Maßkrüge“, kündigte Rödel an und bremsste damit auch eventuelle Hoffnungen auf reichlich Freibier am Tag der offenen Tür.



Eine Biologielaborantin wertet in einem Labor Hefepilze von Rohmilch auf selektiven Nährmedien aus. Wissenschaftler haben getestet, ob Hefepilze auch im All wachsen. Denn die könnten dann Vitamine liefern.

FOTO: DPA

Schlaganfälle: Klageflut geht zurück

MAINZ (dpa) Rund sieben Monate nach der Einigung zu Abrechnungsstreitigkeiten in Rheinland-Pfalz sind nach Darstellung des Gesundheitsministeriums mehr als zwei Drittel der etwa 10 000 Klagen zurückgezogen worden. „Wir haben damit gemeinsam das Hauptziel des Runden Tisches erreicht, die flächendeckende Versorgung der Menschen in Rheinland-Pfalz, besonders im Bereich der Behandlung komplexer Schlaganfälle auch weiterhin auf einem qualitativ hochwertigen Niveau sicherzustellen“, sagte Gesundheitsministerin Sabine Bätzing-Lichtenthaler (SPD) am Montag in Mainz. Die Beteiligten hätten Rechtssicherheit gewonnen und die Sozialgerichte würden entlastet. Viele Krankenkassen hatten Klagen gegen Krankenhäuser wegen Kosten für die Behandlung von Patienten eingereicht. In den meisten Fällen ging es um Unstimmigkeiten bei der Abrechnung der Behandlung von Patienten mit einem akuten Schlaganfall – und dabei konkret um die Frage, ob Krankenhäuser Zeitvorgaben für den Transport eines Patienten von einer zu einer anderen Klinik einhalten und damit höhere Sätze abrechnen können.



Bei einem Schlaganfall kommt es auf jede Sekunde an.

FOTO: DPA